

Barrie Gunter: Television and Gender Representation

London, Paris, Rom: John Libbey 1995, (Acamedia Research Monograph, 14), 179 S., ISBN 0-86196-478-0, \$ 29.00

Ein Forschungsbericht über Studien zur Darstellung der Geschlechter im Fernsehen ist wohl dazu verdammt, die Schwächen der referierten Untersuchungen zu duplizieren, wenn er sich aufs bloße Referat beschränkt. Barrie Gunter hat das in weiten Teilen getan, aus welchen wissenschaftlichen oder institutionellen Gründen auch immer. Die Einleitung schweigt über den Entstehungszusammenhang des Berichts genauso wie über die Kriterien der Literaturauswahl und über den Grund für die Beschränkung auf Untersuchungen mit empirisch-statistischer Methodik. Überhaupt gibt die Einleitung, schon ganz ins Referat der gesellschaftlichen Bedeutung von Geschlechterrollen in Sozialisation und Fernsehen vertieft, nur am Rande einen Hinweis darauf, daß man einen Forschungsbericht vor sich liegen hat. Der schattierungsreiche Begriff „Gender“ wird als naturgegeben genommen, als hätte es keine ausführliche Debatte darum gegeben, und so bleibt auch ganz selbstverständlich alles an Untersuchungen ausgeblendet, was von konstruktiver oder performativer Geschlechtertheorie ausgeht oder auf differenzierter semiotischer oder ästhetischer Programmanalyse beruht.

Verschafft man sich anhand des Literaturverzeichnisses einen Überblick über das von Gunter gesichtete Feld, dann beschränkt sich der Bericht auf englischsprachige Untersuchungen (offensichtlich mit gutem Grund, denn die einzige anderssprachige Veröffentlichung, Erich Küchenhoffs Untersuchung aus den Siebzigern, ist fehlerhaft und unvollständig nachgewiesen) aus dem Zeitraum von 1960 bis 1994, wobei Untersuchungen aus den siebziger und achtziger Jahren, der wissenschaftlichen Aufmerksamkeit fürs Thema entsprechend, den Schwerpunkt ausmachen. Im Zentrum stehen inhaltsanalytische und Wirkungs-Analysen in der Tradition der Kultivierungshypothese. Der Herkunft der Literatur nach geht es bis auf einige vergleichende Untersuchungen vor allem um US-amerikanische und britische Programme und Rezipienten.

Das Referat der inhaltsanalytischen Studien im ersten Teil berichtet von Bekanntem: Frauen sind (Männern gegenüber) zahlenmäßig unterrepräsentiert (vor allem in Action-Programmen und Nachrichtensendungen, weniger in Seifenopern und Sitcoms) und eher in traditionellen Frauenrollen, passiv, untergeordnet, als Opfer oder Lustobjekt (insbesondere in der Werbung) dargestellt, wobei manche jüngere Studien auf leichte Veränderungen in den letzten Jahren hinweisen. Beim Referat der Wirkungsanalysen im zweiten Teil des Berichts deutet sich eine Problematisierung des simplen Ursache-Wirkungs-Konstrukts an, das vielen Studien zum Zusammenhang von „übermäßigem Fernsehkonsum“ und von Vielsehern vertretenen Geschlechterrollenstereotypen unterliegt. Die Darstellung ist nach „Wirkungen“ auf Kinder, auf Erwachsene und auf sexuelle Beziehungen als einem hervorragenden Ort der Repräsentanz von Geschlechts-

rollenbildern gegliedert und unterscheidet dabei jeweils zwischen Programm und Werbung. In der Summe ist unübersehbar, daß die Kultivierungshypothese – die Befürchtung, Fernsehen könne Geschlechterrollen prägen – wohl eher als Motiv für die Untersuchungen denn als ihr empirisch abgesichertes Ergebnis gelten kann. Schließlich werden einige wenige Untersuchungen referiert, die das Potential des Fernsehens testen, stereotype Auffassungen von Geschlechterrollen umzugestalten. Daß dieses Potential eher gering und allenfalls von kurzzeitiger Wirkung zu sein scheint, wird freilich als quantitatives Problem des Programms und nicht als methodisches der Untersuchungen benannt.

In einem abschließenden Kapitel zur Methodik kritisiert Gunter dann doch noch einige der Grundfesten der referierten Untersuchungen: das unreflektierte Kausalitätskonstrukt, die mangelnde Definition des Stereotypenbegriffs, den mangelnden Reflex auf Geschlechterrollen in der sozialen Wirklichkeit, die mangelnde Berücksichtigung des sozialen Netzwerkes von Rezipienten als Verstehenshorizont. Recht hat er, und das ist ja auch schon andernorts ausführlich diskutiert, aber es wird sein Geheimnis bleiben, warum er die gar nicht so geringe Zahl von Untersuchungen, die genau diese Probleme reflektieren, in seinen Forschungsbericht nicht mit einbezieht.

Immerhin fürs Nachschlagen nützlich sind ein Stichwort- und ein Personenregister. Für einen Literaturbericht aber völlig inakzeptabel (und im vielbeschworbenen 'Computerzeitalter' zum Teil überhaupt nur mit rechter Hinterlist möglich) sind die Unzuverlässigkeiten der Bibliographie: Manche der referierten Titel fehlen ganz und gar; eine Übereinstimmung der zur Identifizierung nötigen Erscheinungsjahre in Text und Nachweis ist nicht immer gegeben; auf die richtige alphabetische Reihenfolge ist kein Verlaß, manchmal hilft die Suche im näheren Umfeld, zum Ausgleich dafür sind aber manche Titel doppelt nachgewiesen und zur Verwirrung an verschiedenen Orten ins Alphabet eingeordnet. Habe ich da irgendein Preisausschreiben des Verlags übersehen?

Eggo Müller (Berlin)